

VORBEMERKUNG

„... die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache.“

Wilhelm von Humboldt

Gleich zu Anfang ihres ersten Erzählbandes, ‚Mutterzunge‘, weist Emine Sevgi Özdamar auf die zentrale Bedeutung des Vorgangs der Übersetzung für ihr eigenes Schreiben, jenes Jonglieren mit verschiedenen Sprachen, hin: „Zunge hat keine Knochen, wohin man sie dreht, dreht sie sich dorthin. Ich saß mit meiner gedrehten Zunge in dieser Stadt Berlin.“¹ In der Metapher der ‚gedrehten Zunge‘ spielt Özdamar auf das türkische Verb ‚cevirmeek‘ an, welches ‚drehen‘, ‚wenden‘, ‚übertragen‘ und ‚übersetzen‘ bedeuten kann. Eine mögliche Bedeutung dieses zwischen dem Deutschen und dem Türkischen angesiedelten Bildes liegt in dem anderen Verständnis von Sprache, das Özdamar ihren Texten einlenkt: Sprache ist immer schon übersetzte Sprache, und Schreiben bedeutet teilzuhaben an den – einen steten Wandel mit sich führenden – Übersetzungsprozessen. Das als Auftakt zu verstehende Bekenntnis zur Mehrsprachigkeit markiert den Ausgangspunkt und fungiert zugleich als Initialzündung eines Grenzen durchschreitenden Schreibprozesses, der aus der mit dem Verlust der Muttersprache zunächst einhergehenden Sprachlosigkeit herausführt.²

Die Frage der Übersetzung steht im Fokus der sprachphilosophischen Überlegungen zum Werk der Autorin Emine Sevgi Özdamar ebenso wie das aus dieser Frage ableitbare literarische Verfahren, das die Grundlage ihrer den Schreibprozess begleitenden ‚Arbeit an der Sprache‘ darstellt. So steht die Einsicht, dass ihre der Übersetzung folgende Spracharbeit unmittelbar aus der Erfahrung der Migration hervorgeht, am Anfang der Auseinandersetzung mit dem Werk Özdamars. Besonders deutlich wird dies auch in der folgenden Äußerung der Autorin, jener Beschreibung der in und mit der Sprache vollzogenen Bewegung der Migration. Hier klingt zugleich die produktive Dimension des Übersetzens an: „Ein japanisches Sprichwort sagt: Nur die Reise ist schön – nicht das Ankommen. Vielleicht liebt man an einer fremden Sprache genau diese Reise. Man macht auf der Reise viele Fehler, aber man kämpft mit der Sprache, man dreht die Wörter nach links und rechts, man arbeitet mit ihr, man entdeckt sie.“³ Vor dem Hintergrund dieser sich in der

1 Özdamar, Emine Sevgi: Mutterzunge, in: Mutterzunge, Köln 1998, S. 9–14. S. 9.

2 Zugleich formuliert Özdamar an dieser Stelle ihre poetologische Position, ihr Selbstverständnis als Schriftstellerin.

3 Özdamar, Emine Sevgi: Meine deutschen Worte haben keine Kindheit. Eine Dankrede, in: dies.: Der Hof im Spiegel, Köln 2001, S. 125–132, S. 131. Bereits im Titel ihrer Dankrede artikuliert sich ihre mit dem Eintritt in die fremde Sprache verknüpfte Erfahrung, vom Ursprung der Sprache abgeschnitten zu sein, eine Erfahrung übrigens, die – wie das nachfolgende Kapitel zeigen wird – für

Sprache selbst vollziehenden Entdeckungsreise gilt es die folgende auf Jacques Derrida Bezug nehmende Einsicht Anselm Haverkamps für die Analyse der Texte Özdamars zu nutzen: „Übersetzung bringt an den Tag, was in der prekären Identität von Kultur selbst schon aus der Differenz von Übersetzungen stammt, welche ihrerseits nichts anderes als Differenzen zu übersetzen hatten. Übersetzung, mit anderen Worten, ist die Agentur der Differenz, welche die trügerische Identität von Kulturen sowohl schafft, als auch sie im Zwiespalt ihrer ursprünglichen Nicht-Identität erneuert und vertieft.“⁴ Wie Vittoria Borsò betont, geht die Einsicht, dass Kulturen schon immer vernetzt sind und kulturelle Traditionen von jeher aus Übersetzungen resultieren, mit einem Paradigmenwechsel im Verständnis von Übersetzung einher: „In den neuesten Forschungen ist das Übersetzen die Methode des Denkens eines dritten Raums, der quer steht zu den Paradigmen von Identität und Alterität. Es ist der Raum der Begegnung, auch des Konfliktes, jedenfalls der Neukonfiguration von Kulturen aus Kontakten und wechselseitiger Durchdringung.“⁵ In diesem Sinne – als Denkform und Praxis – verstanden, schärft die Übersetzung den Blick „für die Kritik einer auf der Universalität der Zeichen und der Kulturen gründenden Geschichte des Abendlandes“.⁶

Beide Teile dieser Arbeit widmen sich der Frage nach dem Spannungsverhältnis von Identität und Differenz, wenn auch in völlig unterschiedlicher Weise. Der erste Teil zielt darauf, die Identitätsfrage – ausgehend von der alternativen Verwendung der Spiegelmetapher bei Aysel Özakın, Yoko Tawada und Emine Sevgi Özdamar – zu öffnen, wohingegen im zweiten Teil deutlich werden soll, inwieweit diese bereits auf der Ebene der Sprache verhandelt wird, und zwar indirekt, in einer dem Prinzip der Übersetzung verpflichteten Schreibpraxis. Auf diesen – im Rahmen meiner Untersuchung zu vertiefenden Zusammenhang – spielt die oben zitierte Äußerung Haverkamps an, insbesondere in der Formulierung ‚Übersetzung ist die Agentur der Differenz‘. Diese Einsicht könnte als Motto über den Texten der Autorin stehen. Und Özdamar, so möchte man Haverkamp paraphrasierend ausrufen, ist eine Agentin dieser Differenzen. Ausgehend von der in dem Band ‚Die Sprache der Anderen‘ dokumentierten Debatte zur Frage der Mehrsprachigkeit sollen im Folgenden die verschiedenen Dimensionen der Erzählweise dieser Autorin aufgezeigt werden.

Derrida am Ausgangspunkt seiner Umdeutung des traditionellen Sprachbegriffs steht.

- 4 Haverkamp, Anselm: Zwischen den Sprachen, in: ders.: Die Sprache der Anderen, Frankfurt a. M. 1997, S. 7.
- 5 Borsò, Vittoria: Übersetzung als Paradigma der Geistes- und Sozialwissenschaften – eine Einleitung, in: Borsò, Vittoria/Schwarzer, Christine (Hg.): Übersetzung als Paradigma der Geistes- und Sozialwissenschaften, Oberhausen 2006, S. 9–28, S. 10. Borsò betont mit diesen Überlegungen zu einer Kulturdynamik die produktive Dimension des Übersetzens, ein Aspekt im Übrigen, der in der Analyse der durch die Übersetzung geprägten Spracharbeit Özdamars zentrale Bedeutung gewinnt: „So muss das Übersetzen im weiteren Sinne verstanden werden, will man die Tragweite der Dynamik der beginnenden Moderne verstehen. Übersetzungen sind der Motor von Neuerungen, nicht nur in der Literatur und im Theater, sondern auch in der Musik und in den Kunstinstitutionen, wie sich z.B. in Bezug auf die Entstehung von Verlagshäusern im 18. Jahrhundert zeigt.“ (ebd., S. 20).
- 6 Ebd., S. 25.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen zeigt sich, dass es Özdamar also keineswegs darum gehen kann, eine neue Sprache zu erfinden. So ist ihr Schreiben weder als reines Sprachexperiment zu verstehen, noch ist es durch die romantische Idee motiviert, eine Kunstsprache neu zu erfinden oder etwa die deutsche Sprache durch die türkische Sprache zu bereichern.⁷ Ebenso wenig fühlt sich die Dichterin der Idee eines Kulturaustausches verpflichtet.⁸ Vielmehr entwickelt sie innerhalb ihres Schreibens eine Strategie, die ich zunächst als ‚Taktik der Entlarvung‘ bezeichnen möchte. Gleichgültig, von welcher Seite man sich den Texten Özdamars nähert, immer wird deutlich, dass das sogenannte ‚Fremde‘ bereits Züge des ‚Eigenen‘ trägt und umgekehrt. Vexierbildern gleich leuchtet das Fremde durch das Vertraute und das Vertraute durch das Fremde. Daraus folgt als Einsicht, dass jede Kultur innerhalb der von außen gesehen eng gesteckten Grenzen bereits von vielfältigen Differenzen durchzogen ist. Dies offenbart sich bei Özdamar insbesondere auf dem Feld der Sprache.

7 An dieser Stelle gilt es, zunächst auf die Verdienste des Instituts für Fremdsprachen in München – hier insbesondere auf die Irmgard Ackermanns und Harald Weinrichs – hinzuweisen, denen es Anfang der achtziger Jahre gelungen ist, mit der Herausgabe verschiedener Anthologien, der Förderung in Preisausschreiben sowie der Etablierung des Adelbert-von-Chamisso-Preises die sogenannte Migrantenliteratur aus ihrer Schattenexistenz herauszuholen und ihr zugleich einen wissenschaftlichen Rahmen zu geben. Die Kehrseite dieser bei aller Kritik sicher sehr positiv zu bewertenden Bemühungen zeigt sich jedoch in einer doppelten Vereinnahmungsstrategie, die zum einen Literarizität als Bewertungskategorie über den möglichen politischen Gehalt der zu behandelnden Texte mit dem Ziel setzt, eine möglichst breite Akzeptanz beim deutschen Publikum zu erreichen. Zum anderen werden die spezifischen Leistungen dieser Literatur verkürzt dargestellt in der Behauptung, es handle sich hierbei um eine Bereicherung der deutschen Literatur und Sprache. Dies klingt auch in der folgenden Beschreibung an, die Irmgard Ackermann der aus einem Preisausschreiben hervorgegangenen Anthologie nachstellt. Sie geht davon aus, „dass Ausdrucksfähigkeit und Ausdruckskraft durch die Fremdsprache nicht eingeeengt sein müssen, sondern im Gegenteil eine neue Qualität und Intensität erreichen können.“ (Ackermann, Irmgard (Hg.): In zwei Sprachen leben. Berichte, Erzählungen, Gedichte von Ausländern. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich, München 1983, S. 241). Die äußerst fragwürdige Ansicht, wonach ausländische Autoren zur ‚Bereicherung‘ der deutschen Sprache beitragen, zeigt sich auch in der folgenden, an die Autorin Özdamar im Rahmen eines Interviews gerichteten Frage: „Sie haben einen sehr voluminösen, sprachlich vielfältigen Roman auf deutsch vorgelegt, ‚Das Leben ist eine Karawanserei‘. Haben Sie diesen Roman originär auf deutsch geschrieben? Selbst für einen gebürtigen Deutschen ist er ein sprachlich sehr reicher Roman; viele deutsche Schriftsteller beherrschen nicht mehr ein so umfangreiches Vokabular der Darstellung, wie Sie es in diesem Roman entfaltet haben.“ (Özdamar, Emine Sevgi: Die Wörter haben Körper, in: Saalfeld, Lerne (Hg.): Ich habe eine fremde Sprache gewählt: ausländische Schriftsteller schreiben deutsch, Gerlingen 1998, S. 163–182, S. 169).

8 Dem Begriff Kulturaustausch gilt es im Zuge einer Änderung des Blickwinkels das gegenüberzustellen, was im Hinblick auf die Schreibpraxis Özdamars unter ‚Sprachtausch‘ verstanden werden kann. Hinsichtlich der Frage möglicher Wirkungen auf die kulturelle Praxis ist Kulturaustausch wohl eher im Sinne der Erweiterung des Bedeutungsspektrums zu verstehen; Sprachtausch hingegen im Sinne eines den jeweiligen Horizont bereits unterlaufenden Prozesses der Bedeutungsverschiebung.

Eine solche Sichtweise – dies wird die Auseinandersetzung mit der Position Derridas zeigen – beinhaltet zudem eine Revision des traditionellen Verständnisses von Sprache⁹ und zwar ausgehend von der folgenden Einsicht: Übersetzungsprozesse finden zwischen zwei Sprachen statt und zugleich auch innerhalb ein und derselben Sprache, die bereits durchzogen ist von unendlich vielen Sprachen respektive Kulturen. Gemeint ist die Hybridität von Kultur und Sprache. Hervorgebracht wird diese uferlose, nicht abschließbare Bewegung durch das Prinzip der Übersetzung. „Jede der Sprachen, zwischen denen übersetzt, über-gesetzt werden soll, ist bereits eine von Übersetzung tief gezeichnete Sprache: keine ursprünglich natürliche, sondern eine ursprünglich kultivierte, überbaute Sprache.“¹⁰ Eine weitreichende Einsicht daraus lautet, dass Sprachen, die unsere Identität schaffen, sowohl die Spuren unserer Kultur als auch die von anderen Kulturen tragen. Ebendiese kulturelle Vielfalt manifestiert sich bei Özdamar in einer ‚hybriden Zweisprachigkeit‘. In der Metapher der ‚Mundhure‘¹¹ benennt sie ihren Mund als Stelle ‚hybrider Verunreinigung‘, die aus der den Schreibprozess begleitenden Verflechtung der Sprachen hervorgeht.¹² Die Vorstellung der Reinheit einer Sprache bzw. Kultur wird in den Texten Özdamars als wirklichkeitsferne und zudem problematische Konstruktion entlarvt.

-
- 9 Die im Folgenden entfalteten sprachkritischen Überlegungen nehmen unmittelbar Bezug auf Derrida, der in seinem frühen, für sein Denken zentralen Buch ‚Grammatologie‘ die metaphysische Fundierung des traditionellen Sprach- und Zeichenbegriffs aufdeckt. Den dort gewonnenen Einsichten kommt auch innerhalb des für meine Analyse der Schreibweise Özdamars wichtigen Aufsatzes dieses Philosophen ‚Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs‘ eine zentrale Bedeutung zu. In der ‚Grammatologie‘ zeichnet Derrida den Weg des abendländischen Denkens nach, der, als Geschichte der Metaphysik verstanden, sich wesentlich durch den Ausschluss der Schrift konstituiert. An die Stelle einer Sprachbetrachtung, die die Schrift als Repräsentant des gesprochenen Wortes bestimmt und die an der metaphysischen Konstitution des Zeichens, der Differenz von Signifikat und Signifikant festhält, wird nun die Betrachtung der Sprache als Schrift gerückt, da es, wie Derrida zu zeigen beabsichtigt, „kein sprachliches Zeichen gibt, das der Schrift vorherginge.“ (Derrida, Jacques: Grammatologie, a.a.O., 1996, S. 29).
- 10 Haverkamp, Anselm: Zwischen den Sprachen, a.a.O., S. 9. Das nachfolgende Kapitel wird zeigen, dass Derridas Sprachverständnis auf der Einsicht gründet, dass die Möglichkeit der Übersetzung von einer in eine andere Sprache bereits in dieser selbst angelegt ist.
- 11 Vgl. Özdamar, Emine Sevgi: Das Leben ist eine Karawanserei, a.a.O., S. 117. Interessant erscheint mir in diesem Zusammenhang auch der folgende Hinweis von Young, für den Hybridität im postkolonialen Diskurs zu einer Ausdrucksweise kultureller Verschiedenheit wird, deren Disharmonien die zentrierten kulturellen Normen mit aufreibenden Verwirrspielen herausfordern: „Hybridity begins to become the form of cultural difference itself, the jarrings of a differentiated culture whose ‚hybrid counter energies‘, in Said’s phrase, challenge the centered cultural norms with unsettling perplexities generated out of their ‚disjunctive liminal space‘.“ (Young, Robert J. C.: Colonial Desire: Hybridity in Theory, Culture and Race, London 1995, S. 23).
- 12 Vgl. Boa, Elisabeth: Sprachenverkehr. Hybrides Schreiben in Werken von Özdamar, Özakin und Demirkan, in: Howard, Mary (Hg.): Interkulturelle Konfigurationen. Zur deutschsprachigen Erzählliteratur von Autoren nichtdeutscher Herkunft, München 1997, S. 115–138.

Die Schriftstellerin Emine Sevgi Özdamar stellt sich dieser aus einem anderen Verständnis von Sprache unmittelbar resultierenden Herausforderung. So wandert nicht nur die türkische in die deutsche Sprache ein, sondern – dies mag zunächst paradox klingen – die deutsche zugleich in die deutsche. Dies bedeutet: etwas gerät in Bewegung, was nie wirklich stillgestanden hat. Özdamars Sprache wird von einer Bewegung erfasst, die den Leser zuweilen taumeln lässt. Ein weiterer Effekt dieses Umgangs mit Sprache liegt darin, dass ein enormes kreatives Potenzial freigesetzt wird. In der sich aufseiten des Lesers einstellenden Erfahrung des Fremdwerdens der eigenen Sprache durchdringen sich überdies ästhetische mit ethischen Fragestellungen.¹³

Die Frage der Übersetzung beinhaltet zudem die Frage nach einer anderen Politik. Die Verdichtung dieser Aspekte in dem von Haverkamp ins Spiel gebrachten Begriff der Übersetzungspolitik macht dies deutlich. Diskutiert werden soll dieser Begriff zunächst vor dem Hintergrund der zentralen Frage der klassischen Hermeneutik: jener Frage des Sinn-Verstehens.¹⁴

Von grundlegender Bedeutung erscheint zunächst die Einsicht, dass die Tätigkeit des Übersetzens bestimmt ist durch das Prinzip einer – nicht gänzlich auflösbaren – Differenz: Jeder Übersetzungsprozess geht mit einer Sinnverschiebung einher. Benjamin stellt diese Einsicht an den Ausgangspunkt seiner Überlegungen zu einer neuen Übersetzungstheorie. Unweigerlich markiert die Übersetzung eine Differenz zur ‚ursprünglichen‘ Bedeutung eines Textes, zum Original. Der Übersetzungsakt selbst bewirkt eine Modifikation des Sinngehaltes und wirkt damit – und hierin kündigt sich die Radikalität der Benjamin’schen Überlegungen an – auf die zu übersetzende Sprache zurück, d.h. auf das ‚Original‘. Der damit einhergehende komplexe Vorgang der Bedeutungsverschiebung berührt einen zentralen Aspekt jener ‚Arbeit an der Sprache‘. Dadurch wiederum wird – wie der Blick auf Özdamars literarisches Werk zeigt – ein umfassender Umdeutungsprozess eingeleitet, der sich im Zuge der parallel verlaufenden Prozesse des Schreibens und des Übersetzens vollzieht. Innerhalb ihres Schreibens erlangt diese Gleichzeitigkeit zentrale Bedeutung. Ziel ist es zu zeigen, wie im gleichen Zuge das engmaschige Gefüge polarer Oppositionen unterlaufen wird, wodurch das Entstehen neuer Sinn- bzw. Deutungszusammenhänge begünstigt wird.

Die hier bereits skizzierten Prozesse gründen allesamt in einer paradoxalen Grundsituation, die jede bereits als Übersetzung aufzufassende sprachliche Äußerung begleitet und die überdies ein Umdenken hinsichtlich der Frage einfordert, wie überhaupt ‚Verstehen‘ möglich ist. Diese in der Folge

13 Diese in Bezug auf die Erfahrung des Fremden in literarischen Texten wahrnehmbare Doppelseitigkeit beschreibt Borsò treffend wie folgt: „Die Ethik wird an die Ästhetik delegiert, verstanden im etymologischen Sinne von ‚aisthesis‘, das heißt Wahrnehmung oder – phänomenologisch ausgedrückt – Responsivität gegenüber der Andersheit, Autonomie und dem Gewicht der Welt.“ (Borsò, Vittoria: Claudio Magris’ ‚Alla Cieca‘: Blindheit und Erfindungskraft der Geschichte. Überlegungen zur Transkulturation des Historischen, in: Borsò, Vittoria/Brohm, Heike (Hg.): Transkulturation, Bielefeld 2007, S. 45–61, S. 34).

14 Interessant erscheint mir an dieser Stelle die Frage nach dem Ineinandergreifen von Verstehens- und Übersetzungsprozessen. Diese Frage zielt auf die Bedingungen der Übermittlung von Sinn ab und spielt als solche eine zentrale Rolle innerhalb der sprachtheoretischen Überlegungen Benjamins zur Tätigkeit des Übersetzens.

mit Derrida zu analysierende Grundsituation – kennzeichnend dafür ist im Übrigen die aus den Schriften Özdamars gewonnene Einsicht, dass sich auch das Verhältnis zur ‚eigenen‘ Sprache durch die Tätigkeit des Übersetzens grundlegend verändert – fasst Haverkamp im Folgenden treffend zusammen: „Sprache als immer *eine* Sprache, die doch die Sprache eines *anderen*: des und der Anderen ist, provoziert als Differential zwischen dem Eigenen und dem Anderen eine andere Übersetzungspraxis“.¹⁵ Die Analyse der sprachlichen Seite der Texte Özdamars führt ins Zentrum der Frage nach einer anderen Übersetzungspolitik, in der alle weiteren, in der Folge zu diskutierenden Fragen zusammengefasst sind. Wichtig ist es, an dieser Stelle zu betonen, dass die sprachkritische Dimension ihrer Arbeit an der Sprache auch als Kritik an den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen zu verstehen ist. Sprachkritik ist nur insoweit effektiv, wie sie die Lebensform verändert.

In Bezug auf Özdamars Schreiben gilt: Die deutsche und die türkische Sprache sind einander vollkommen fremd.¹⁶ Allein schon deshalb scheint ein ‚bruchloses‘ Verstehen unmöglich. Ausgehend von dieser Einsicht gestaltet sich das ‚Experiment‘, das Özdamar mit ihrem Schreiben vollzieht und dessen Ausgang sich noch gar nicht abschätzen lässt, umso spannender.

Eine diesen Bereich unmittelbar berührende Schlüsselfrage ist die, wie die Autorin das Verhältnis von Mutter- und Fremdsprache in ihren Texten gestaltet. Im Zuge ihrer persönlichen Erfahrungen, in der fremden Sprache zu leben und zu schreiben – kurz: dort ‚heimisch‘ geworden zu sein –, verändert sich auch das Verhältnis zur Muttersprache, die zunächst dadurch charakterisiert ist, dass sie nicht ersetzbar ist, ihr Fehlen insofern eine nicht zu schließende Lücke markiert. Das Schreiben kreist um ebendiese Leerstelle, die aus dem unwiederbringlichen Verlust der Muttersprache resultiert, von der sich die Autorin – scheinbar ein Paradox – eben gerade nicht abwendet, indem sie in deutscher Sprache schreibt, sondern sie sich wiederum zuwendet als nun etwas anderem. Die verschiedenen Implikationen dieser im Schreiben vollzogenen Wende sollen ausgehend von der intensiven Lektüre des Derrida’schen Aufsatzes ‚Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs‘ analysiert werden.¹⁷ Interessant ist dabei, dass die dort formulierten Überlegungen zu einem anderen Sprachbegriff in – mit denen der Schriftstellerin vergleichbaren – persönlichen Erfahrungen einer kolonialen Sprachpolitik gründen. Es ist ein wesentliches Anliegen dieser Arbeit, die Grundlagen dieser Politik offenzulegen.

Die Autorin findet wieder zurück zur einst fremd gewordenen Muttersprache, wobei die strikte Trennung der Sprachen in der Folge des sich in den Texten Özdamars entfaltenden ‚Sprachtransfers‘ zunehmend verschimmt. So hat man beim Lesen häufig den Eindruck, als treibe die Dichterin mit ihren Lesern, die sich ja aus genau entgegengesetzter Richtung ihren Texten nähern, ein folgenreiches Verwirrspiel. Ein wesentlicher Effekt dieser Schreibpraxis liegt darin, dass die deutschen Leser fremd werden in der ‚eigenen‘ Sprache.

15 Haverkamp, Anselm: Zwischen den Sprachen, a.a.O., S. 11.

16 Bei der türkischen Sprache handelt es sich nicht um eine indoeuropäische Sprache, sondern sie gehört zur Familie der Turksprachen.

17 Derrida, Jacques: Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs, in: Haverkamp, Anselm (Hg.): Die Sprache der Anderen: Übersetzungspolitik zwischen den Kulturen, Frankfurt am Main 1997, S. 15–42.

In ihrem Roman ‚Die Brücke vom Goldenen Horn‘ ersetzt die Autorin das deutsche Wort ‚Wohnheim‘ durchgängig durch die aus der lautmalerschen Anverwandlung der deutschen an die türkische Sprache hervorgehende Wortschöpfung ‚Wonaym‘. Bedeutung erhält dieser zunächst aus dem mündlichen Sprachgebrauch entspringende Begriff allein im Zwischenbereich der Sprachen. Mit der Übernahme in den geschriebenen Text wird die Aufmerksamkeit des Lesers von der klanglichen Gestalt, in der die Nähe zum deutschen Wort ‚Wohnheim‘ noch deutlich hervortritt, auf das Schriftbild und – in der darin aufblitzenden Fremdheit – auf den ‚Abgrund zwischen den Sprachen‘ gelenkt. In diesem Umgang mit der Sprache artikulieren sich die Lust am Spiel sowie die ironische Distanz dieser Autorin zum eigenen Schreiben.¹⁸

Bei Özdamar ist das Schreiben von der persönlichen Erfahrung eines Sprachverlustes nicht abkoppelbar, wobei die auf der Inhaltsebene wiederholt angestrebte Ironisierung des Themas in der Einsicht begründet zu sein scheint, dass diese spezielle Erfahrung nur schwer darstellbar bzw. vermittelbar ist. Sie wird somit zu einer Frage nach der Möglichkeit des Schreibens selbst, damit zugleich der Möglichkeit des Scheiterns, der die Autorin entgegentritt, indem sie sich immer neue Wege (v)erschreibt, die aus der Sprachlosigkeit herausführen. Wenn man so will, bewegt sich Özdamar mit ihrem Schreiben an einem Abgrund entlang, den sie durch ihren offensiven Umgang mit der Sprache – sinnbildlich gesprochen – mit einer Brücke versieht, die zu einer im Folgenden genauer zu verstehenden anderen Auffassung von Sprache führt. Die aus der Erfahrung des Sprachverlustes resultierende Möglichkeit des Scheiterns bleibt dabei Motor einer sich stetig wandelnden Schreibbewegung.

Ein besonders gutes Beispiel liefert in diesem Zusammenhang die Erzählung ‚Großvaterzunge‘, die sich durch eine offene, nicht lineare Erzählform auszeichnet. Locker gefügte Dialogsequenzen wechseln mit Passagen, die dem Bewusstseinsstrom der Erzählerin folgen. Diese münden zuweilen in ein rhythmisches Sprechen. „Ach, der mit schnellen Flügeln. Sehr hoch Fliegender, setz dich nieder vor meiner Tür auf meine Erde, wo du ruhen kannst.“¹⁹ Damit wird die poetische Seite des Prosatextes betont. Das zentrale Thema dieses Textes – das Erlernen der verbotenen arabischen Schrift – entfaltet sich innerhalb einer Schreibweise, die das Zeichen in seiner sinnlichen Präsenz aufscheinen lässt. „Es kamen aus meinem Mund die Buchstaben raus. Manche sahen aus wie ein Vogel, manche wie ein Herz, auf dem ein Pfeil steckt, manche wie eine Karawane, manche wie schlafende Kamele, manche wie ein Fluß, manche wie im Wind auseinanderfliegende Bäume.“²⁰ Innerhalb der Fülle der dem Ort der Kindheit entspringenden Bilder folgt die Autorin der Idee einer sinnlich erfahrbaren Bilderschrift, die die Bedeutung des Zeichens eins werden lässt mit seinem sinnlichen Erscheinen. Die in der klassischen Hermeneutik grundlegende Trennung zwischen dem Signifikat und dem Signifikant als dem Träger von Bedeutung ist aufgeho-

18 Der für Özdamars Schreiben charakteristische Effekt des Fremdwerdens der deutschen Sprache stellt sich beispielsweise im Zusammenhang mit den folgenden Kompositabildungen ein: ‚Wonaymsalon‘ und ‚Wonaymbetten‘ (vgl. Özdamar, Emine Sevgi: *Die Brücke vom Goldenen Horn*, Köln 1998).

19 Özdamar, Emine Sevgi: *Großvaterzunge*, in: dies.: *Mutterzunge*, Köln 1998, S.15–48, S. 22.

20 Ebd., S. 18

ben. Der vom arbiträren Zeichen ausgehende Prozess der Bedeutungskonstitution verläuft in umgekehrter Richtung: Es sind nicht die Dinge, die sich in Zeichen verwandeln, sondern umgekehrt treten die Buchstaben dinghaft in Erscheinung.²¹

Der ironische Umgang, von dem weiter oben die Rede ist, nimmt dem Thema des Sprachverlusts zudem etwas von seiner Schwere. Die Betonung des lapidaren Charakters jener dramatischen Erfahrung tritt in der folgenden Passage aus der Erzählung ‚Mutterzunge‘ besonders deutlich hervor: „Ich saß mal im IC-Zugrestaurant an einem Tisch, an einem anderen saß ein Mann, liest sehr gerne in einem Buch, ich dachte, was liest er? Es war die Speisekarte. Vielleicht habe ich meine Mutterzunge im IC-Restaurant verloren.“²² Vor dem Hintergrund dieser anderen Sichtweise erscheint die Muttersprache in gewisser Weise auch als eine Bürde, deren Verlust im ersten Moment von der Erzählerin vermutlich sogar als befreiend erlebt wird. So gelingt es ihr, den untrennbar mit den traumatischen Erfahrungen während des Militärputsches in der Türkei verknüpften Verlust der Muttersprache umzudeuten: Sie gibt nicht eine Sprache für die andere auf, sondern ist vielmehr im Besitz einer irreduziblen Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit. Diese und der doppelte kulturelle Hintergrund erweitern ihr mögliches Experimentierfeld. So prägt die besondere Situation dieser Autorin, sich zwischen verschiedenen Welten zu bewegen, ihren Umgang mit der Sprache in besonderer Weise. Mit dieser Einsicht richtet sich das Interesse wiederum auf die Schreibweise Özdamars.²³

21 Die hiermit in Verbindung stehende Frage, wie es möglich ist, der Nachträglichkeit jeglicher Erfahrung zu entkommen, spielt im Kontext der gegenwärtig zu beobachtenden Tendenz in den Geisteswissenschaften, eine Wende vom Text zum Bild zu konstatieren, eine zentrale Rolle. In besonderem Maße trifft dies auf ‚Diesseits der Hermeneutik‘ von Hans Ulrich Gumbrecht zu, der im Zuge der von ihm vorgeschlagenen Trennung zwischen Sinnkultur und Präsenzkultur die Erfahrung von Intensität zum Ausgangspunkt eines anderen Weltbezugs erklärt (vgl. Gumbrecht, Hans Ulrich: *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*, Frankfurt a. M. 2004). Überdies gilt es an dieser Stelle auf den Band ‚Bild, Schrift, Zahl‘ von Sybille Krämer und Horst Bredekamp hinzuweisen, die in der Einleitung einen Paradigmenwechsel von einem textzentrierten zu einem praxisorientierten Kulturbegriff konstatieren. Die Autoren vertreten dabei die These von der technischen Genese einer jeden Kultur. „Doch die Evolution des Kulturkonzeptes ‚vergisst‘ seine Genese: Schritt für Schritt gerät die Sach- und Technikdimension ins Hintertreffen und Kultur ‚veredelt‘ sich zu einer ‚cultura animi‘, zielt ab auf eine ‚Vergeistigung‘, die in den Bildungsgütern von Wissenschaft, Kunst und Philosophie dann ihren genuinen Ausdruck findet.“ (Krämer, Sybille/Bredekamp, Horst: *Kultur, Technik, Kulturtechnik: Wider die Diskursivierung von Kultur*, in: dies. (Hg.): *Bild, Schrift, Zahl*, München 2003, S. 11–22, S. 11). Betont wird in diesem Zusammenhang die in der Idee der *Schriftbildlichkeit* aufblitzende materielle Seite des Zeichens. „Die *Schriftbildlichkeit* geht hervor aus einer Hybridisierung von Sprache und Bild.“ (ebd., S. 157–176, S. 158). Ziel ist es, der übermächtigen Frage nach dem Sinn eine alternative kulturelle Praxis zur Seite zu stellen, die im Umgang mit Dingen und Symbolen einem operativen Verfahren folgt.

22 Özdamar, Emine Sevgi: *Mutterzunge*, Köln 1998, S. 12.

23 Özdamar unterscheidet sich mit ihrer zweisprachigen Schreibpraxis überdies deutlich von der Position anderer schreibender Migranten, für die das Türkische als Literatursprache gegenüber dem Deutschen eine stärkere Bedeutung beibehalten hat. ‚Anadil‘ – das türkische Wort für Muttersprache – ist der Titel einer

Wichtig ist es, an dieser Stelle zu betonen, dass die Erfahrung des Verlustes bereits der sprachlichen Form eingeschrieben ist, im Sinne eines – wie Anselm Haverkamp treffend formuliert – „grammatisch eingelagerten Gedächtnisses“.²⁴ Über die Auseinandersetzung mit der Sprache selbst führt die Spur zunächst in die Vergangenheit zurück – als „unausgedrückte und unausdrückliche Geschichte“²⁵ – und weist zugleich voraus in eine noch unbestimmte Zukunft, in der die sich in den Texten Özdamar artikulierende Erfahrung einer ‚irreduziblen Mehrsprachigkeit‘ bereits Alltag geworden ist. Diese beginnt – auch dies wird in der Beschäftigung mit dem literarischen Werk der Autorin deutlich – hier und jetzt, ist also bereits Teil unserer gegenwärtigen Erfahrung geworden. Dies zu verdrängen gelingt immer weniger.

Vor dem Hintergrund dieser Einsicht, dass Mehrsprachigkeit als Teil unserer gegenwärtigen Realität zu begreifen ist, wird deutlich, dass die vom Literaturbetrieb vorgenommene Zuweisung zu einer Nischenliteratur höchst problematisch ist und dieser Autorin in keiner Weise gerecht wird. Im Gegenteil fordert Özdamar – im Zuge ihrer mehrsprachigen Schreibpraxis – von ihren Lesern, die hierdurch automatisch vorgegebene eingeschränkte Perspektive zugunsten eines sich unentwegt wandelnden Blicks aufzugeben. Dieser ist das Resultat einer die Bewegung zwischen den Kulturen weiter fortsetzenden intensiven Lektüre.

Problematisch sind die gängigen Etikettierungen für die Literatur nicht deutscher Schriftsteller insbesondere deshalb, weil der Literaturbetrieb hiermit in der Gefahr steht, sich eine Art ‚literarisches Ghetto‘ zu schaffen.²⁶ Durch Kategorien wie Gastarbeiter-, Ausländer-, Migranten-, Exil- oder Deutschlandliteratur wird Literatur, die in komplexer Weise kulturelle Differenzen artikuliert, aus dem Kanon deutscher Literatur ausgegrenzt. In der hiermit deutlich hervortretenden hierarchischen Struktur des Literaturbetriebs blüht die Vorstellung einer deutschen Einheitskultur auf. Diese Vorstellung geht von einem Zentrum als einem distinkt bestimmbar Kern deutscher Literatur aus und von einer ‚Migrantenliteratur‘, die lediglich zu dessen interessanter Ergänzung reduziert wird.²⁷ Die Autoren nicht deutscher Herkunft

von Yüksel Pazarkaya zeitweilig herausgegebenen Zeitschrift. Der Schriftsteller Aras Ören gar begreift die Bewahrung der Muttersprache als kulturpolitische Aufgabe (vgl. Weigel, Sigrid: *Literatur der Fremde*, a.a.O., S. 212).

24 Haverkamp, Anselm: *Zwischen den Sprachen*, a.a.O., S. 10. Konuk beschreibt dieses in der Mehrsprachigkeit der Sprache angelegte Gedächtnis wie folgt: „Die literarischen Texte von Emine Sevgi Özdamar sind sprachlich gesehen ein palimpsestartiges Gewebe, in dem die türkische Sprache den Subtext für den deutschsprachigen Text bildet.“ (Konuk, Kader: *Identitäten im Prozeß*, a.a.O., S. 83–109, S. 90/91).

25 Haverkamp, Anselm: *Zwischen den Sprachen*, a.a.O., S. 10.

26 „Getrennte Anthologien, getrennte Verlage, getrennte Preise und getrennte Zeitschriften sind die Folge. (...) Der Autor muß (...) unentwegt seine Andersartigkeit, seine Fremdheit, sein Nicht-Dazugehören betonen.“ (Kurt, Kemal: *Literarisches Ghetto: Der Provinzialismus des deutschen Literaturbetriebs*, in: *die tageszeitung*, 4042, 25.06.1993, S. 13).

27 An dieser Stelle ist es wichtig, daran zu erinnern, dass die Gründung des Fachs ‚Germanistik‘ eine nicht unerhebliche Rolle für die Ausbildung eines kollektiven nationalen Bewusstseins spielte. Die grundlegende Bedeutung der Philologie in der Germanistik machte die Suche nach Einheitlichkeit jenseits politischer Trennungen deutlich: „War die Sprache das Material, aus dem die

wünschen weder eine Marginalisierung in der Nische der Spezialisten für ‚Fremdheitserfahrungen‘ noch eine undifferenzierte, absorbierende Vereinnahmung durch die ‚deutsche‘ Literatur.²⁸ Wichtig ist an dieser Stelle, auf die Ambiguität der politischen, kulturellen und sprachlichen Bedeutungen des Adjektivs ‚deutsch‘ hinzuweisen, die die scharfe Grenzziehung zwischen Einbeziehung und Ausschluss zudem als realitätsferne Konstruktion entlarven.

Die Möglichkeiten einer Literatur von Autoren nicht deutscher Herkunft anzuerkennen – ihr subversives Potenzial innerhalb einer dominanten Kultur –, setzt zugleich voraus, sich kritisch mit dem ‚eigenen‘ Literaturbegriff auseinanderzusetzen. Eine solche kritische Sichtweise streben Gilles Deleuze und Felix Guattari in ihrem Aufsatz mit dem programmatischen Titel ‚What is a minor literature?‘ an.²⁹ Bereits in ihrer Ausgangsthese ‚A minor literature doesn’t come from a minor language‘ unterlaufen sie die Norm gebende Trennung zwischen der herrschenden Literatur und einer Minoritätenliteratur, indem sie die Sprache selbst als Experimentierfeld und Austragungsort von Konflikten begreifen. Die Umschreibung ‚minor‘ bezieht sich nicht auf einen in der Herkunft der Autoren begründeten, fest eingrenzenden Textkorpus, sondern bezeichnet vielmehr eine von der Peripherie ausgehende Bewegung der Entgrenzung, die sich in der spezifischen Schreibweise des jeweiligen Schriftstellers artikuliert. Jenseits jeder einseitigen Klassifizierung verweisen

deutsche Identität geformt wurde, so war die Literatur der Geist und die Seele. Wie man es auch betrachten möchte, die Entstehung der Literaturgeschichte war wesentlich für die Entwicklung der deutschen Identität, ob in der humanen und liberalen Tradition eines Gervinus oder der heftigen Polemik eines Menzel.“ (Boa, Elisabeth: Sprachenverkehr. Hybrides Schreiben in Werken von Özdamar, Özakin und Demirkan, a.a.O., S.115–138, S. 116).

- 28 Die Tendenz zur Vereinnahmung unter gleichzeitiger Betonung nationalliterarischer Aspekte spiegelt sich für Weigel unter anderem auch in der jeweiligen Ausrichtung von Literaturwettbewerben: „Die Veranstaltung von Wettbewerben deutschsprachiger Texte für Schreibende nicht-deutscher Muttersprache, unabhängig von Aufenthaltsort und Herkunft, berührt sich mit kulturpolitischen Maßnahmen deutscher Sprachpflege.“ (Weigel, Sigrid: Literatur der Fremde – Literatur in der Fremde, in: Briegleb, Klaus/Weigel, Sigrid (Hg.): Gegenwartsliteratur seit 1968, a.a.O., S. 212).
- 29 Dabei beziehen sich Gilles Deleuze und Felix Guattari auf die von Kafka selbst entwickelten literaturtheoretischen Überlegungen zu einer ‚kleinen Literatur‘. Bernd Witte weist im Rahmen seiner Untersuchung zum Fortwirken der jüdischen Tradition in der literarischen Moderne darauf hin, dass Kafka den Begriff der kleinen Literatur aus der Anschauung der tschechischen, vor allem aber der jiddischen Literatur entwickelt: „Deshalb unterstreicht er – und darin ist er von den kulturzionistischen Vorstellungen seiner Prager Freunde beeinflusst – die wichtige Funktion, die einer solchen Literatur im Gegensatz zur Geschichtsschreibung für das ‚Gedächtnis einer kleinen Nation‘ zukommt. Sie sei durch ‚Lebhaftigkeit‘ gekennzeichnet, weshalb sie die Gesamtheit der Probleme und Sorgen des Volkes, sogar die politischen, in sich aufnehmen könne. Diese freie Beweglichkeit sei darin begründet, daß es in ihr keine ‚zusammenhängenden literarischen Aktionen‘ und kein erdrückendes Vorbild gebe. (...) Daher Kafkas Resümee, die kleine Literatur gehöre dem Volk und nicht den Spezialisten. Mit dieser Definition grenzt Kafka sein literarisches Ideal von den großen Nationalliteraturen ab, wobei er vor allem an die der Deutschen denkt.“ (Witte, Bernd: Jüdische Tradition und literarische Moderne. Heine, Buber, Kafka, Benjamin, a.a.O., S. 147/148).

Deleuze und Guattari auf das subversive Potenzial von Literatur. Diese begreifen sie als Artikulationsfeld der vom Zentrum der Macht aus unhörbaren – unerhörten Stimmen: „We might as well say that minor no longer designates specific literatures but the revolutionary conditions for every literature within the heart of what is called great (or established) literature.“³⁰ Ausgehend von der Einsicht, dass Sprache als hierarchisch organisiertes System der Vermittlung von Ordnung dient, gilt es, diese als den bevorzugten Ort zu begreifen, an dem sich ein möglicher Widerstand gegen die sich in dieser Ordnung spiegelnden herrschenden Machtverhältnisse artikulieren kann.³¹ Ein ähnliches Literaturverständnis favorisiert die Philosophin Gayatri Spivak. Deutlich wird das beispielsweise in der von ihr – ausgehend von dem kritischen Potenzial eines Textes – behandelten Frage, wodurch sich eine kritische Übersetzungstätigkeit eigentlich auszeichnet. Diese für das Schreiben Özdamars zentrale Frage gilt es in dem Kapitel ‚Übersetzung als Widerstand‘ zu diskutieren.

Mit dem Thema der Mehrsprachigkeit werden überdies wesentliche Fragen nach der für das dichterische Engagement dieser Autorin zentralen ‚Funktion des Gedächtnisses‘ berührt, das sie mittels des im Schreiben in Gang gesetzten Erinnerungsprozesses ihren Texten einseht. So fließt in ihr Erzählwerk ein von der offiziellen türkischen Regierung abweichendes und von dieser zensiertes kulturpolitisches Gedächtnis ein. Dabei stellt sich die Frage, ob es sich hierbei um eine Art von Vermächtnis im Sinne Derridas handelt, der von dieser Frage ausgehend eine äußerst spannende Denkbewegung entfaltet. Dieser in der bislang noch rätselhaft anmutenden Wendung vom ‚Versprechen der Sprache‘ artikulierten Denkbewegung soll im Folgenden unter gleichzeitiger Berücksichtigung von Özdamars Schreiben nachgegangen werden.

So richtet sich das besondere Augenmerk beispielsweise auf die Frage, in welcher Weise die vergessenen, besser verdrängten Geschichten bereits auf der Ausdrucksebene der Sprache ihren Niederschlag finden: in Spuren, Brüchen, Einbrüchen ins Schweigen. Daraus resultiert als weitere Frage, inwieweit der Leser allein durch die Auseinandersetzung mit der Sprache in die Lage versetzt wird, die Erfahrungen der Erzählerin zumindest ein Stück weit nachzuvollziehen. So sind die Geschichten zum Zeitpunkt des Erzählens weder abgeschlossen noch abschließbar, was sich insbesondere in der dem Prinzip der Übersetzung verpflichteten ‚offenen‘ Schreibweise offenbart. Die in dem Band ‚Die Sprache der Anderen‘ verhandelten Fragen liefern einen wesentlichen Beitrag zu einem weitergehenden Verständnis der aufregenden Schreibpraxis Emine Sevgis Özdamars.

Die im Folgenden diskutierten Fragen, die sowohl innerhalb der von Derrida angestrebten kritischen Lektüre einer kolonialen Sprachpraxis als

30 Deleuze, Gilles/Guattari, Felix: What is a minor literature, in: Fergusson, Russel (Hg.): Out there: Marginalization and Contemporary Cultures, New York 1990, S. 59–70, S. 61.

31 Der Doppelcharakter der Sprache, einem Sprecher einerseits das Gefühl zu vermitteln, an einem bestimmten Ort beheimatet zu sein, und andererseits als ein sich auf etwas Unbekanntes hin öffnender Raum zu fungieren, bildet die Grundlage der von Ian Chambers angestellten Überlegungen zum Verhältnis von Migration und Identität. Indem er Migration als Normzustand von Kultur begreift, leitet Chambers zugleich eine kopernikanische Wende ein (vgl. Chambers, Ian: Migration, Kultur, Identität, a.a.O., S. 30/31).

auch in der Schreibweise Özdamar aufgeworfen werden, zielen in eine ähnliche Richtung. Wichtig erscheint mir an dieser Stelle nochmals zu betonen, dass diese Fragen bei beiden Autoren mit persönlichen Erfahrungen verknüpft sind, die unmittelbar aus einer kolonialen bzw. hegemonialen Herrschaftspolitik resultieren. Bei beiden ist der sprachkritische Impuls darin begründet, dass das Vertrauensverhältnis zwischen dem Ich und der Sprache schwer erschüttert ist.³²

32 Beide – sowohl Derrida als auch Özdamar – haben ein gestörtes Verhältnis zur Muttersprache. Dieses resultiert aus einer jeweils unterschiedlichen biografischen sowie politischen Situation. Während Derrida ‚ursprünglich‘ fremd ist in der von der französischen Kolonialmacht auferlegten Muttersprache, resultiert das gestörte Verhältnis zur Muttersprache bei Özdamar in dem von der türkischen Regierung verhängten Verbot der arabischen Sprache sowie in dem sich im Zuge der Migration einstellenden Sprachverlust. Die Einsichten jedoch, die sich aus der Problematisierung der im Namen des Nationalstaates praktizierten Sprachpolitik ergeben, zielen in eine ähnliche Richtung.